

The background of the cover is a watercolor illustration. It depicts a landscape with a tree in the center, a path leading towards it, and a body of water in the foreground. The colors are muted, with greys, blues, and earthy tones. The style is soft and painterly.

HANNELORE
DECHAU-DILL

Absturz

Die Leute vom
Kastanienweg

ROMAN

AAVA
VERLAG

Hannelore Dechau-Dill

Absturz

Die Leute vom Kastanienweg

Roman

LESEPROBE



AAVAA
VERLAG

© 2017 AAVAA Verlag

Alle Rechte vorbehalten

1. Auflage 2017

Umschlaggestaltung: AAVAA Verlag

Coverbild: Janina Lentföhr

Printed in Germany

Taschenbuch: ISBN 978-3-8459-2192-1

Großdruck: ISBN 978-3-8459-2193-8

eBook epub: ISBN 978-3-8459-2194-5

eBook PDF: ISBN 978-3-8459-2195-2

Sonderdruck Mini-Buch ohne ISBN

AAVAA Verlag, Hohen Neuendorf, bei Berlin

www.aavaa-verlag.com

eBooks sind nicht übertragbar! Es verstößt gegen das Urheberrecht, dieses Werk weiterzuverkaufen oder zu verschenken!

Alle Personen und Namen innerhalb dieses Buches sind frei erfunden.

Ähnlichkeiten mit lebenden Personen sind zufällig und nicht beabsichtigt.

Kapitel 1

Der Traum begann wie all die unzähligen Male zuvor.

Es war Sommer. Celina fuhr friedlich durch die schattige Allee dahin. Sie war auf dem Weg zum See. Es war ein herrlicher warmer Tag, und die Sonne schien. Am See würde sie Alexa treffen! Alexa war klein und süß; ihre Haare waren so hell wie der Sand am Ufer des Sees und ihre Augen so blau wie der Himmel an diesem Nachmittag.

Nun also war Celina auf dem Weg zum See und zu Alexa!

Sie musste sich nicht eilen, denn sie hatte noch viel Zeit.

Während sie so dahin fuhr, packte sie unversehens eine seltsame Unruhe. War es vielleicht schon später als sie dachte?

Oh mein Gott, wo hatte sie ihre Uhr? Müsste sie nicht längst dort sein? Alexa! Sie war ganz allein da am Wasser, und sie war noch nicht einmal drei Jahre alt!

Panische Angst packte Celina, es war, als bliebe ihr das Herz stehen vor plötzlichem Schrecken. Wie wild trat sie aufs Gaspedal und jagte den letzten Kilometer in halsbrecherischer Geschwindigkeit voran. Endlich, da vorn war der See! Nur schnell! Irgend eine Gefahr war im Verzuge – sie spürte es ganz deutlich.

Celina riss die Autotür auf, sprang aus dem Wagen und hastete zum Strand hinunter.

Badende Menschen da unten, kleine Kinder in Strandanzügen, mit Eimerchen und Schaufel, Mütter mit großen, in die Stirn geschobenen Sonnenbrillen, auf Badetüchern hockend, ihre im Sand spielenden Kinder im Auge.

Wo war Alexa? Celinas Blick irrte verzweifelt suchend über die friedlich im Sonnenschein lagernde Menge.

Endlich, da vorn ein kleines, blondes Mädchen in Rot!

Aber um Gottes willen - was machte das Kind da? Es spielte mit seinem Ball im Wasser, und zwar dort, wo es gefährlich wurde, wo der Untergrund des Sees steil abfiel! Wo das Wasser grün und kalt und tief wurde, von schwärzlichem Kraut und Schlingpflanzen durchsetzt.

Celina schrie gellend auf, hastete in wilder Angst durch weichen, sonnenwarmen Sand.

Sie sah, wie der Ball der Kleinen von einer Welle fortgetrieben wurde, wie das Kind noch einen Schritt weiterging - dann war es verschwunden!

Celina schrie und schrie und rannte, stolperte durch den Sand auf das Kind zu. Es war verschwunden und tauchte nicht wieder auf.

Und Celina weinte und schrie, stürzte, fiel in den Sand! Rappelte sich auf und schrie und rannte weiter. Mein Gott, wie breit war dieser Strand. Er schien kein Ende zu nehmen! Und dieser Sand! Er wich unter ihren Schritten zur Seite, brachte sie ins Rutschen, ins Stürzen, schien ihr nahezu knietief zu sein. Kam sie überhaupt voran?

Und dann endlich war sie angelangt!

Endlich hatte sie die Stelle erreicht, wo das Kind im Wasser verschwunden war. In Panik und Verzweiflung begann sie wie wild im Wasser nach ihm zu suchen, schreiend und weinend wie eine Wahnsinnige!

Niemand half, kein Mensch sah ihr verzweifeltes Bemühen. Sie schauten alle an ihr vorbei, als ob sie unsichtbar wäre!

Und da war keine Alexa! Herrgott im Himmel, lass mich sie finden! Und bitte, lieber Gott, lass sie am Leben sein!

Und dann – wie ihr schien nach endlos langer Zeit - fand sie das Kind, leblos und tot! Es war zu spät.

Sie war zu spät gekommen!

Celina kauerte im warmen Sand unter einer gnadenlosen, sengenden Sonne und wimmer-te.

Entsetzen, Verzweiflung und Schmerz packten und schüttelten sie, als sollte für sie die Welt untergehen!

Und da war noch etwas Anderes, das auf eine unheimliche Weise von innen her an ihr zerrte, grausam und unerbittlich.

Kummer mochte vergehen und Wunden heilen, und irgendwann verblasste sicher jeder Schmerz. Aber *das Andere*, das würde nicht vergehen! Es würde an ihr nagen, sie quälen und verfolgen!

Das war die Schuld!

Kapitel 2

Celina erwachte, und mit ihr erwachte der Schmerz. Er schien schwer auf ihrer Brust zu hocken wie ein Tier, das seine Krallen in sie geschlagen hatte und nicht locker ließ.

Krallen in meiner Haut - oh nein, dachte sie bitter; viel tiefer, bis in meine Seele hinein!

Ihr Gesicht war nass von Tränen so wie das Kopfkissen. Auch im Wachsein konnte sie ihr Schluchzen nicht unterdrücken und die Tränen nicht aufhalten.

Dieser Traum, wann würde er aufhören sie zu quälen! War es nicht genug, dass sie ihren Kummer durch den Tag zu schleppen hatte? Musste er sie auch noch durch die Nacht begleiten?

Celina setzte sich fröstelnd auf und schob die Füße über den Bettrand. Es war kalt im Zimmer. Gestern Abend hatte sie die Heizung

ausgedreht, erinnerte sie sich. Ihr war so heiß gewesen. Aber nun war ihr kalt. Sie erhob sich schwerfällig und schleppte sich ins Badezimmer. Im Bademantel trat sie ans Fenster und zog die Vorhänge zurück. Ein bleicher Novembermond schien ihr ins Gesicht.

Sie blickte auf den Kastanienweg hinunter. Das Fenster ihres Schlafzimmers führte zum Garten von Pastor Winterstein hinaus. Dort drüben war alles dunkel und still. Natürlich, ein jeder schlief um diese Zeit! Wie spät mochte es sein?

Celina hielt ihre Armbanduhr ins fahle Mondlicht. Noch nicht einmal vier Uhr. Ihr Blick wanderte erneut nach draußen. Wie still und friedlich draußen alles war. Von hier aus konnte sie den Garten und einen Teil des Schefflerhauses sehen. Dort brannte in einem der Fenster Licht. Sicher machte Dr. Scheffler sich für einen Krankenbesuch fertig. Und das

um diese Zeit! Was für ein strapaziöser Beruf!
Ob das jeder praktizierende Arzt so machte?

Celina glaubte es eigentlich nicht. Aber dieser Dr. Scheffler war ein guter Arzt, wie man immer wieder hörte.

Vielleicht sollte ich einmal zu ihm gehen, dachte sie.

Aber was soll ich da? Mir etwas gegen Alpträume verschreiben lassen? Oder gegen Depressionen?

Was würde er mir sonst noch sagen können?
„Die Zeit heilt alle Wunden. Warten Sie ab, es wird alles gut.“

Und vielleicht hatte er ja Recht. Schließlich war es noch gar nicht so lange her. In diesem Sommer war es gewesen, im Juli!

Alexa! Ein unschuldiges, süßes kleines Mädchen, noch nicht einmal drei Jahre alt und tot. Kalt und tot und begraben, noch bevor ihr Leben so recht begonnen hatte! Und sie trug die

Schuld daran! Sie war zu spät gekommen, und darum war das Kind ertrunken.

Celina konnte die Tränen nicht zurückhalten, die ihr erneut über das Gesicht strömten.

Es tut mir so leid! Oh mein Gott, es tut mir so leid! Verzeih mir, liebes Kind, dass ich dir dein Leben genommen habe!

Celina lag wieder in ihrem Bett, aber sie hatte Angst vor dem Schlaf. Obwohl der Traum sie selten ein zweites Mal in der Nacht heimsuchte.

Eigentlich ist es auch schon besser geworden, redete sie sich ein. Ich träume gar nicht mehr jede Nacht. Es gibt auch die anderen Nächte. Nächte, in denen der Schlaf gar nicht kommen wollte. Dafür kam etwas anderes! Es kamen die Gedanken, das Grübeln, die Vorwürfe. Immer im Kreis herum, immer wieder von vorn.

Wenn ich früher da gewesen wäre, dort am See ...

Wenn es geregnet und wir uns gar nicht verabredet hätten -

Wenn, wenn, wenn!

Was sollte all das Grübeln nützen! Alexa war tot, und sie trug die Schuld daran.

Kein Wunder, dass Alexas Eltern sie, Celina, aus ihrem Leben verbannt hatten und nie mehr sehen wollten.

Dabei hatten sie sich immer so nahe gestanden, die Zwillinge Celina und Myriam. Besonders früher, als sie Kinder waren. Unzertrennlich waren sie gewesen! Alles hatten sie gemeinsam getan, obwohl sie ganz verschieden waren. Bis ins Teenager-Alter hinein. Dann waren die Männer gekommen.

Mein Gott: Männer, dachte Celina bitter. So viele waren es schließlich nicht, jedenfalls bei mir nicht. Bei Myriam war es schon anders. Genau genommen gab es nur einen für mich,

an dem mir etwas lag. Und ihr auch! Peter Syberg! Sie hat ihn schließlich bekommen – und auch das Kind! Sie hatte alles, ich hatte nichts. Ich hatte die kränkelnde, unzufriedene, ewig nörgelnde Mutter! Und meine Liebe zu ihm, unvermindert und ungebrochen, bis heute!

Sie seufzte. All das zählte nicht mehr.

Die Mutter war Anfang des Jahres gestorben. Sie war allein in diesem kalten großen Haus zurückgeblieben, das Louise Vanderborg im Herbst 2009 unvermutet nach dem Tode ihres Bruders geerbt und das sie im November gleichen Jahres bezogen hatten. Dann im Juli der Tod Alexas. Und danach war sie ganz allein. Niemand wollte mehr etwas von ihr!

Jetzt zählte nur noch die schreckliche, grauenvolle Gegenwart, der Schmerz und die Schuld! Und die Einsamkeit! Wie sinnlos war das doch alles!

Plötzlich kam Celina ein seltsamer neuer Gedanke. Wenn ich Myriam wäre und meine

Schwester trüge die Schuld am Tode meines
einzigem Kindes, ich würde es nicht einfach so
hinnehmen!

Ich würde meine Schwester nicht nur im Stil-
len hassen!

Kapitel 3

Der Morgen begann kalt und grau und sonnenlos.

Celina erwachte, also musste sie doch wieder eingeschlafen sein.

Der Traum war nicht wiedergekommen. Nun lag sie fröstelnd im Bett und starrte an die Decke. Sie hatte Zeit, nichts und niemand wartete auf sie.

Morgen muss ich wieder arbeiten, dachte sie. Ihr Urlaub war schnell vergangen, trotz des öden, trostlosen Ablaufs all ihrer Tage.

Aber öde und trostlos war für sie inzwischen auch ihre Arbeit beim Finanzamt. Monoton und stumpfsinnig. Komisch, früher hatte es ihr doch gefallen!

Ich hasse die Arbeit dort, dachte sie auf einmal voll Inbrunst. Ich möchte etwas Anderes machen! Aber was? Früher einmal hätte sie

gern eine Arbeit mit Kindern gehabt. Sie hatte Kinder schon immer gemocht. Wie oft hatten Myriam und sie sich ausgemalt, was sie einmal werden wollten.

Celina hatte davon geträumt, Lehrerin oder Heilpädagogin zu sein, Myriam wäre für ihr Leben gern „Künstlerin“ gewesen, Malerin! Malerin allerdings wären sie beide gern geworden, Talent zum Zeichnen und Malen hatten beide gehabt, eine der wenigen Eigenschaften, die sei gemein hatten. Mal abgesehen von ihrer Verliebtheit in Peter Syberg!

Die Mutter hatte sie beide ausgelacht. Der Vater war zu der Zeit schon lange tot. Louise Vanderborg war es vor allem daran gelegen, dass ihre beiden Töchter möglichst rasch ans Geldverdienen kamen, dann am besten „eine gute Partie“ machten und nur arbeiten „muss-ten“, wenn der Ehemann einmal ausfiele – was Gott verhüten möge.

So absolvierten beide Schwestern nach dem Abitur eine Lehre bei Behörden, wonach Celina beim Finanzamt anfang und Myriam bei der Stadtverwaltung in Werningen.

Mit 23 Jahren hatten die Zwillingswestern ihn dann kennen gelernt, den Mann, in den sich beide verliebten: Peter Syberg, 3 Jahre älter als sie. Und damit hatte alles begonnen: Myriams Ehe und Celinas Einsamkeit!

Drei Wochen Urlaub hatte Celina gehabt. Sie musste ihn nehmen, da sie zum Arbeiten nicht in der Lage gewesen war.

Ich hätte mich auch krankschreiben lassen können, dachte sie.

Der nette Dr. Scheffler hätte es sicher getan, wenn ich ihm von meinen Beschwerden erzählt hätte. Seit einiger Zeit litt Celina unter Konzentrationsschwäche, unter Übelkeit und Appetitlosigkeit. Fast ständig fühlte sie sich müde, zerschlagen und elend.

In der ersten Zeit nach Alexas Tod war sie wie betäubt gewesen, ganz ruhig und kalt. Seltsamerweise hatte sie bald darauf wieder arbeiten können, ganz automatisch hatte sie funktioniert. Alles war nahezu wie von allein gegangen.

Wie unter Schock, wenn der Körper alles tut, was getan werden muss, ohne dabei zu fühlen und zu denken. Von einer Stunde zur anderen hatte sie gelebt und gearbeitet und all die Dinge getan, die sie auch vorher getan hatte.

Eine ganze Weile ging das so. Aber irgendwann wollte es nicht mehr klappen. Plötzlich kam das Denken, die Albträume und – was am schlimmsten war: das Fühlen! Der Schmerz, der Kummer und die Verzweiflung. Und dann noch *das Andere*: das Schuldgefühl. Es nagte und fraß an ihr, und es gab keine Linderung!

Mühsam setzte Celina sich auf.

Ich muss aufstehen, dachte sie. Ich muss etwas tun. Irgendetwas. Aber was? Zum Frisör gehen, das Haus putzen, Wäsche waschen! All die Dinge, die Hunderte von Frauen täglich verrichteten, hatte sie doch auch zu tun! War sie nicht auch eine von ihnen? Von all den Frauen, die morgens aufstanden und ihren Tag in Angriff nahmen?

Auf dem Weg zum Badezimmer fand sie sich unversehens vor dem hohen Ankleidespiegel wieder und blieb abrupt davor stehen.

War sie das, diese bleiche Fremde, die sie mit riesigen, umschatteten grauen Augen anstarrte? Sie trat einen Schritt näher heran und musterte sich mit kritischem Blick.

Elend und krank sah sie aus, mit hohlen Wangen und blassen, aufgesprungenen Lippen, als hätte sie Fieber gehabt. Das dunkelblonde halblange Haar hing ihr spröde und strähnig auf die mageren Schultern herab.

Wie eine Vogelscheuche, dachte sie müde. Eigentlich war es ihr ganz gleich, wie sie aussah, aber morgen musste sie immerhin zur Arbeit. Da sollte sie doch wenigstens einigermaßen gepflegt ausschauen.

Plötzlich flößte ihr der Gedanke an die morgige Arbeit Angst ein.

Ich kann unmöglich arbeiten, dachte sie voller Schrecken. Allein die Vorstellung, früh aufzustehen, sich anzukleiden, das Haar zu richten machte sie müde.

Und dann die Menschen, die Arbeit selbst - nein! Sie war absolut nicht fähig dazu!

Celina taumelte. Auf einmal war ihr sehr schwindlig geworden. Konnte es nicht sein, dass sie tatsächlich krank war?

Sicher, das musste es sein. Irgend so eine Grippe, ein Virus, hatte sie befallen, und nun war sie krank. Durfte krank sein!

Sie wankte zurück in ihr Bett und zog die Decke über sich.

Es war sehr kalt im Zimmer, in der Nacht hatte es Frost gegeben, und die Heizung war immer noch ausgeschaltet. Aber Celina spürte es nicht mehr. Ihr war heiß und fiebrig zumute. Sie wollte nur schlafen, endlich schlafen. Tief und traumlos. Und alles vergessen! All das Schreckliche, das da draußen im Leben und in der Gegenwart auf sie lauerte – sie wollte es vergessen.

Und Celina schlief.

Als sie wieder erwachte, dämmerte es bereits. Mühsam hob sie den Kopf aus den Kissen, erschien ihr ungewohnt schwer und groß, und es hämmerte und dröhnte darin.

Ich habe Fieber, dachte sie benommen und ließ sich wieder zurückfallen. Mit trüben Augen blickte sie zum grauen Rechteck des Fensters hinüber, durch das der letzte schwache Schein Tageslicht drang.

Sie zog die Bettdecke bis zum Kinn herauf und blinzelte in den Raum. Sessel und Tisch schienen seltsam unwirklich in der halbdunklen Höhle ihres Zimmers, riesig und schwarz ragte der Schrank an der Wand empor, und die kleine Kommode in der Ecke hockte da wie ein Tiger auf dem Sprung.

Sie schloss die Augen und horchte in die Stille des Hauses hinein. Es war doch gar nicht so ganz still. Knackte da nicht eine Stufe im Treppenhaus? Und ein Rascheln war dort in jenem Winkel wie von welchem Laub, in das der Wind hineinfegt.

Welkes Laub, raschelnd und knisternd unter ihren Füßen bei jedem Schritt. Ein Raunen des Herbstwindes in den alten Tannen am Waldweg und ein paar goldene Sonnenstrahlen, die zaghaft durch das kahle Geäst der Buchen blitzen. Und der Mann an ihrer Seite! Sein Arm auf ihrer Schulter, so beschützend und

liebevoll. So war die Liebe zu ihr gekommen, und für kurze Zeit auch das Glück.

Und dann kam Myriam, und es war vorbei.

Aber für einen Sommer lang war alles noch einmal wiedergekommen – sehr viel später.

Dann war auch das vorbei! Aber ihre Liebe war geblieben – und dauerte.

Kapitel 4

Jenny Scheffler schlug mehrmals kräftig mit dem Löwenkopf aus Messing gegen die schwere Eichentür. Dann ließ sie den Arm sinken und wartete. Nichts. Sie trat einen Schritt zurück und ließ den Blick zum Haus hinaufwandern.

Hatte sich dort oben am Fenster nicht soeben der Vorhang bewegt? Sie klopfte erneut. Da entdeckte sie einen ziemlich verrosteten Klingelknopf zwischen den staubigen, zotteligen Efeuranken neben der Tür. Sie legte zweifelnd einen Finger darauf und drückte ihn mit aller Kraft nieder. Er sah doch reichlich rostig aus, als sei er durch Witterungseinflüsse und andere äußere Umstände seit langer Zeit seiner Bestimmung und Brauchbarkeit enthoben, aber siehe da – es schrillte laut und anhaltend im Innern des Hauses.

Na also! Das musste doch einen Toten aufwecken.

Jenny spähte erneut zum Fenster hinauf, dessen Vorhang sich vorhin leicht bewegt hatte. Ganz deutlich erkannte sie nun ein Gesicht. Bleich und gramvoll starrte es zu ihr herunter. Jenny erschrak. Wer war denn das? Doch nicht etwa Celina Vanderborg! Sie sah ja so merkwürdig aus. Als ob sie gerade aus dem Bett gestiegen wäre, dazu so blass und mager.

Sie ist krank, dachte Jenny plötzlich. Sicher, das musste es sein.

Sie winkte hinauf und rief: „Ich will Ihnen nur was geben. Eine Einladung!“

Das Gesicht da oben verzog keine Miene, nur der Kopf mit dem Zottelhaar wackelte ein wenig hin und her, wie verneinend, als wollte der dazugehörige Mensch nicht öffnen oder sei nicht in der Lage dazu.

„Können Sie nicht herunterkommen? Sind Sie krank?“ schrie Jenny hinauf. „Mein Vater

ist Dr. Scheffler, Sie wissen doch! Soll er zu Ihnen kommen?“

Reglos starrte das Gesicht zu Jenny hinab. Dann fiel der Vorhang herab. Jenny stand einen Augenblick unschlüssig, dann steckte sie ihre Einladung zum „gemütlichen Abend am Kamin bei Schefflers“ in einen roten, zerbeul-ten Briefkasten, der inmitten der Efeuranken an der Wand hing. Gerade wollte sie den Heimweg antreten, da öffnete sich die Haustür sehr langsam, und das bleiche Gesicht von Celina Vanderborg erschien im Türspalt.

Jenny wandte sich erfreut um und erschrak.

„Guten Tag, Frau Vanderborg,“ sagte sie artig und musterte besorgt die jammervolle Erscheinung in der halboffenen Tür.

„Ich habe Ihnen gerade eine Einladung in den Kasten gesteckt. Wie ich sehe, sind Sie krank, Grippe sicherlich, nicht wahr? Mein Papa sagt, kaum ist der eine Infekt abgeklun-gen, steht der nächste vor der Tür. Er hat sehr

viel zu tun, wie Sie sich denken können. Sogar in der Nacht ist er unterwegs. Ich werde ihm sagen, dass er einen Besuch bei Ihnen machen soll. Ist das recht?“

Jenny schwieg ein wenig betreten. Hatte sie wieder so drauflosgeplappert, dass dem Gegenüber die Spucke wegblieb? Das waren mitunter Beates Worte, wenn sie Jennys Redeschwall kommentierte. Oder sie pflegte zu sagen: du schwatzt alles und jedes ohne Punkt und Komma in Grund und Boden!

Da mochte etwas Wahres daran sein, aber Jenny konnte durchaus auch sehr aufmerksam und ruhig zuhören, wenn es darauf ankam. Nun stand sie still da und wartete. Endlich kam auch etwas von der kranken Frau Vanderborg dort in ihrem Türspalt.

„Ja,“ sagte sie mit leiser, heiserer Stimme. „Ja bitte, sag ihm das. Ich kann nicht zur Arbeit gehen und er müsste mich krankschreiben.“

Wenn er so gut sein will – und wenn er irgendwann Zeit hat – ja bitte.“

„Oh, die Zeit nimmt er sich schon, wenn ich ihm sage, wie schlecht es Ihnen geht,“ versetzte Jenny voll Überzeugung. Inzwischen war ihr eine Ahnung gekommen, wie krank und allein die arme Frau Vanderborg in dem großen Haus sein musste.

„Sind Sie denn ganz allein? Haben Sie niemanden, der Ihnen etwas kocht, Tee oder Suppe? Oder Ihnen das Bett frisch bezieht?“ wollte sie wissen.

Abwehrend schüttelte die Frau den Kopf.

„Ich brauche niemanden. Ich komme allein ganz gut zurecht. Aber bitte, sag deinem Vater, dass er kurz kommen möchte – nur wegen der Krankschreibung. Ich kann, fürchte ich, nicht in seine Sprechstunde -“

„Nein, nein,“ unterbrach Jenny ihr krankes Gegenüber. „Sie sollen doch auch gar nicht in seine Sprechstunde kommen. Er kommt zu

Ihnen. Ich sag's ihm gleich. Seien Sie nur ganz ruhig. Er wird lange klingeln, damit Sie es auch hören, falls Sie gerade schlafen sollten -“
Jenny verstummte abrupt.

„Gehen Sie nur schnell wieder ins Bett. Es ist so kalt hier draußen in der Tür,“ schloss sie fürsorglich und trat nun endgültig den Rückzug an, damit die kranke Frau Vanderborg endlich wieder in ihr Bett käme.

„Auf Wiedersehen, Frau Vanderborg. Ich wünsche Ihnen gute Besserung.“

Sie wollte noch hinzufügen: „Ich komme Sie dann mal besuchen,“ aber sie verkniff es sich. Irgendwie hatte sie das Gefühl, dass ihr Besuch möglicherweise nicht so ganz erwünscht sein könnte.

Fast alle im AAVAA Verlag erschienenen Bücher sind
in den Formaten Taschenbuch und
Taschenbuch mit extra großer Schrift
sowie als eBook erhältlich.

Bestellen Sie bequem und deutschlandweit
versandkostenfrei über unsere Website:

www.aavaa.de

Wir freuen uns auf Ihren Besuch und informieren Sie gern
über unser ständig wachsendes Sortiment.



www.aavaa-verlag.com